



tredition®

www.tredition.de

Elva Schevemann

Das Foto

Roman



tredition®

www.tredition.de

© 2016 Elva Schevemann

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

Coverbild: © cydonna /photocase.de

Cover-Gestaltung: Christine Joos

ISBN

Paperback: 978-3-7345-6856-5

Hardcover: 978-3-7345-6857-2

e-Book: 978-3-7345-6858-9

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhalt

Die Fremde	9
Die Katze	24
Aasgeier	44
Das Kind	62
Nikolaus	82
Provence	103
Einbrecher	124
Der siebzigste Geburtstag	145
Die Pflegerin	162
Hinterm Stacheldraht	178
Briefe I	210
Der Feuersturm	223
Briefe II	244
Die Nachricht	254
Erlösung	256
Die Bergtour	270
Rosenkranz	291
Brief an Käthe	306
Das Foto	307
Ein Gedicht an vergangne Tage	323
Nachwort	324

Aasgeier

März 1943, Tunesien

Diese verdammten Fliegen! In riesigen, flimmern- den Schwärmen fielen die Insekten über sie her, wuselten über ihre Gesichter und Hände, belagerten ihre Augen- und Mundwinkel, bohrten sich in Ohren und Nasenlöcher, brummten, surrten, krallten.

„Drecksviecher!“, fluchte Fritz und schlug sich ins Gesicht.

Fliegenkadaver purzelten in den Sand. Fritz schüt- telte sich und schaufelte weiter. Eins - stechen, zwei - heben, drei - werfen. Eins - stechen, zwei - heben, drei - werfen. Die Luft glühte. Soldaten hasteten umher. Motoren brummten, Kommandorufe schallten durch die Luft, „weiter, weiter“, „aufladen, aufladen“, „los, los, los!“ Kettenfahrzeuge, Lkws, Wagen in allen Grö- ßen und Formen übersäten das Gelände, ihre Fenster- scheinchen funkelten im gleißenden Sonnenlicht.

Fritz grub. Schweiß perlte auf seinem Gesicht, durchnässte seine Haare, rann seinen Körper hinab, sammelte sich in seinen Stiefeln. Eins - stechen, zwei - heben, drei - werfen. Die Innenflächen seiner Hände waren von Blasen übersät und brannten. Sand knirschte zwischen seinen Zähnen. Fritz' Zunge war geschwol- len, die Kehle rau wie Schmirgelpapier. Dieser Durst! Diese Fliegen! Und dieser bestialische Gestank ...

„Verdammt, der lebt noch!“

„Was?“ Gustav neben ihm hörte auf zu graben.

„Ich sag dir, der lebt noch!“, rief Engel.

Engel stand einige Meter von ihnen entfernt. Vor ihm, aufgereiht im Wüstensand, lagen fünf tote Kameraden: Kamerad Appel, Kamerad Baumhöfener, Kamerad Eifler, Kamerad Melcher, Kamerad Schagemann. Die Gesichter der Toten waren gelb, ihre Gliedmaßen ragten seltsam verrenkt in den Himmel. Verkrustetes Blut klebte an ihren zerfetzten Uniformen. Penetranter Leichengeruch ging von den Körpern aus. Die Fliegen hatten sich in Schwärmen auf ihnen niedergelassen.

Gustav und Fritz warfen ihre Spaten auf den Boden und stapften durch den Sand. Appel. Baumhöfener. Eifler. Melcher. Schagemann. Süßlich-fauliger Gestank. Fritz presste sich die Hand vor Mund und Nase.

„Der Melcher“, sagte Engel, „schaut doch, der lebt noch.“

Sie beugten sich hinab. Tatsächlich – Melcher röchelte. Lachsfarbene, rotverschmierte Darmschlingen quollen aus seinem aufgerissenen Bauch. Überall wuselten Fliegen. Ein Gurgeln drang aus Melchers Brust. Sie wichen zurück.

„Scheiße, scheiße, scheiße“, fluchte Engel. „Warum hat das denn keiner gemerkt?“

„Was machen wir jetzt?“, fragte Fritz.

„Wir müssen den Sani rufen“, sagte Gustav.

„Pfeiffer!“, brüllte Engel.

Pfeiffer eilte herbei, schob sich die Mütze aus dem Gesicht. „Was ist?“

„Geh' zu deinem Funkwagen und ruf' den Sani“, sagte Engel. „Der Melcher lebt noch.“

Pfeiffer zog die Augenbrauen hoch, beugte sich zu Melcher hinab, richtete sich wieder auf.

„Der macht's nicht mehr lang“, flüsterte er. „Da hilft auch kein Sani mehr.“

„Scheiße, scheiße, scheiße!“, fluchte Engel.

„Und jetzt? Wir können ihn doch nicht einfach hier verrecken lassen ...“ Fritz' Frage hing in der Luft.

„Und wenn wir ihn - naja, erlösen?“, sagte Engel.

„Was meinst du damit? Willst du ihn etwa erschießen?“ Gustav starrte Engel an.

„Naja ...“

Schweigen. Die Sonne brannte vom Himmel. Die Luft glühte. In der Ferne irrten Sandwirbel übers Gelände und fielen wieder in sich zusammen. Die Fliegen summten und wuselten. Es roch nach Schweiß, Öl und Verwesung, nach Abgasen, Eisen und Fäkalien. Irgendwo heulte ein Motor auf. Gebrumm, lautes Rufen, Schritte im Sand. Aus Melchers Brust quoll ein Gurgeln.

„Herrgott ...“, sagte Engel.

Er griff nach seiner Pistole, kniete nieder, presste die Waffe gegen Melchers Brust. Das Metall glänzte in der Sonne. Die Pistole zitterte. Darmschlingen. Verkrustetes Blut auf zerfetztem Stoff. Fliegen, überall Fliegen. Fritz blinzelte. Schweiß brannte in seinen Augen. Ihm war übel, das Herz pochte. Lautes Gurgeln aus Melchers Brust. Engel zuckte zurück und stand auf.

„Ich kann's nicht“, sagte er und stapfte davon, verschwand zwischen den umherhastenden Soldaten.

„Ich kümmer' mich um Melcher“, sagte Pfeiffer. „Geht ihr nur weiter graben.“

Eins – stechen, zwei – heben, drei – werfen. Diese Hitze. Dieser Durst. Dieses Röcheln! Dieses Gurgeln! Fritz ertrug es nicht. Verdammte Scheiße! Konnte der Kerl nicht endlich sterben? Eine Woge aus Zorn brandete durch seinen Körper. Dann: brennende Scham. Wie kannst du so herzlos sein! Das ist doch Melcher! Melcher, dein Kamerad. Melcher, der seine Zigaretten mit dir teilt. Melcher, der abends feuchte Augen bekommt, wenn „Lili Marleen“ aus dem Wehrmachtsempfänger schallt. Melcher, der keine Bohnen mag und jeden Morgen seine Stiefel ausschüttelt, weil er Angst vor Skorpionen hat. Eins – stechen, zwei – heben, drei – werfen. Fritz sah zu Melcher hinüber. Pfeiffer hockte neben ihm im Sand, wedelte Fliegen weg, flößte dem Schwerverwundeten Wasser ein, murmelte beruhigende Worte. Dieses Röcheln! Dieses Gurgeln! Fritz ertrug es nicht. Er warf den Spaten in den Sand, ging ein paar Schritte, stemmte die Hände in die Hüften. Sein Körper war zum Zerreißen gespannt, ein klebriges, dumpfes, Übelkeit erregendes Nichts-Fühlen hatte sich darin breitgemacht. Als wäre er bei lebendigem Leibe tot. Fritz blieb stehen.

Vor ihm fiel das Gelände steil ab, dahinter erstreckte sich eine gewaltige, tellerflache Ebene. Es war Frühling. Die Wüste blühte. Abermillionen von Wiesenblumen schaukelten im Wind, zarte Kleckse in Gelb, Weiß, Blau und Dunkelrot, dazwischen feine, fast durchsichtige Grashalme.

„Unglaublich, diese Blumenpracht, oder?“ Gustav trat neben ihn.

Fritz horchte. War da Vogelgezwitscher? Er schloss die Augen und schnupperte. Ein leichter Wind wehte. Da – ein zarter, lieblicher Hauch. Vanilleduft! Er sog die Luft ein. Ein Schwall Übelkeit. Fritz würgte. Beißender Brandgeruch. Der süßliche Gestank verwesender Lei-

chen. Fritz sah zum Schlachtfeld hinüber. Dort, wo der Kampf gewütet hatte, war der Boden von Kratern übersät. Autos flitzten zwischen Trümmerteilen hin und her. Die Bergung der Leichen war in vollem Gange. Bald würden sich die Toten hier oben stapeln. Unzählige schwarze Rauchsäulen stiegen in den Himmel hinauf, die brennenden Panzer erinnerten Fritz an riesenhafte, urzeitliche Reptilien.

Das Trommelfeuer der Tommys hatte sieben Stunden gedauert. Sie waren in eine Feuerwand hinein gefahren, unablässig blitzten die Abschussflammen, ein nicht enden wollendes Knallen und Donnern und Wummern zerbarst die Luft, englische Jagdbomberstaffeln dröhnten über sie hinweg und warfen ihren Bombenregen über dem Schlachtfeld ab, die Geschosse sausten zischend und heulend auf die deutschen Panzer herab und rissen ihre stählerne Haut auf wie Papier. Von ihrer Artilleriestellung aus schossen sie zurück, was das Zeug hielt, im Sekundentakt ballerten ihre Geschütze, „Feuerschlag, Feuer!“, Gustav brüllte, Fritz lud nach, „Feuerschlag, Feuer!“, Fritz lud nach, er lud nach und lud nach, halb taub, schwarze Wolken aus Rauch und Staub zogen über sie hinweg und verdunkelten den Himmel, es roch nach verbranntem Öl und Pulverdampf, das Metall der Granaten glühte, die Hitze war unerträglich, „Feuerschlag, Feuer!“, und dann kam der Tiefflieger. Fritz sah, wie das feindliche Flugzeug vom Himmel herabstürzte und auf sie zubrauste, die Bordkanonen blitzten, tack-tack-tack-tack, tack-tack-tack-tack, die Salven hämmerten, zwei schnurgerade Linien aufspritzenden Wüstenstaubs rasten auf sie zu, „Deckung!“, sie warfen sich in ein Splitterloch, der Schatten des Flugzeugs flackerte über sie hinweg, tack-tack-tack-tack, tack-tack-tack-tack, das Hämmern war ohrenbetäubend. Vor sich, an der Wand des Splitterlochs, sah Fritz einen Käfer. Vergeblich ver-

suchte das Insekt, gegen die rutschenden Sandmassen anzukommen. Der Tiefflieger verschwand im stahlblauen Wüstenhimmel. „Raus, raus, raus“, ertönten die Kommandos, „weiter, weiter“, „Feuerschlag, Feuer!“ Die Verletzten stöhnten und riefen um Hilfe. Irgendwann, später, kamen die Stukas⁴, röhreten über sie hinweg und stürzten sich wie Geier auf die englischen Flieger. Als das erste feindliche Flugzeug in flachem Winkel auf die Erde zuraste und in einem gleißenden Flammenball explodierte, jubelten sie aus heiseren Kehlen.

Gegen Mittag hörte das Trommelfeuer auf, der Himmel war still und leer. Brandgeruch wehte vom Schlachtfeld herüber, vermischt mit dem Gestank verwesender Leichen.

Appel, Baumhöfener, Eifler, Melcher, Schagemann. Männer aus ihrer Batterie. Kameraden. Blutige Bündel im Wüstensand. Der Tiefflieger hatte sie erwischt. Man nahm ihnen ihre Helme ab, ihre Gürtel und Orden, ihre Uhren, Messer, Eheringe und Pistolen. Man brach die Erkennungsmarken entzwei, die an Ketten um ihre Häuse baumelten, und man leerte ihre Taschen: Soldbücher. Zigarettenetuis. Stofftaschentücher. Portemonnaies mit Bildern von Vätern, Müttern, Frauen, Kindern. Glücksbringer: Ein Kreuz. Ein kleines Hufeisen. Ein vierblättriges Kleeblatt aus Blech.

„Die Gräber für unsere Toten – die graben wir selbst“, hatte Gustav gesagt.

„Hier ist ein guter Platz“, sagte der Truppengräberoffizier.

Fritz blickte über die Schulter. Sie hatten gute Arbeit

4 Abk.: Sturzkampfflugzeuge des Typs Junkers Ju 87; häufig auch als „Sturzbomber“ oder „Sturzkampfbomber“ bezeichnet.

geleistet. Die Gräber waren bald tief genug.

„Trink' was“, sagte Gustav und hielt Fritz eine blechene Feldflasche hin.

Fritz griff nach der Flasche, führte sie sich an den Mund, nahm einen Schluck von dem salzigen Wasser. Wann hatte er das letzte Mal Süßwasser getrunken? Er wusste es nicht. Er nahm noch einen Schluck. Das Wasser war brühendheiß. Fritz sah in den Himmel hinauf. Über ihnen, weit, weit oben, kreiste eine Schar Vögel, es waren bestimmt ein Dutzend, mit mächtigen Schwingen. Stumm zogen sie ihre Kreise.

„Aasgeier“, sagte Gustav.

Fritz schaute zu ihm hinüber. Der Kamerad hatte seinen Kopf in den Nacken gelegt und schirmte mit der Hand seine Augen gegen das gleißende Sonnenlicht ab.

„Verdammte Drecksviecher!“ Engel war zu ihnen getreten. Auch er starrte zu den Vögeln hinauf, die am Himmel kreisten.

„Kommt, Männer“, sagte Gustav. „Wir müssen unsere Toten begraben.“

Eins - stechen, zwei - heben, drei - werfen. Eins - stechen, zwei - heben, drei - werfen. Ein Lkw rumpelte heran, auf seiner Ladefläche zahllose Holzkreuze. Sie leuchteten strahlendweiß im Sonnenglast. Eins - stechen, zwei - heben, drei - werfen.

„Er ist tot!“

Sie sahen auf. Pfeiffer winkte. Sie warfen ihre Spaten hin und gingen zu den aufgereihten Leichen hinüber. Kein Röcheln mehr, kein Gurgeln.

„Er ist tot“, wiederholte Pfeiffer.

Sie nahmen ihre Mützen vom Kopf und drehten

sie zwischen den Händen. Ein Windstoß fegte über sie hinweg, Sand wirbelte auf. Ein Knall, dann ein zweiter. Fritz fuhr zusammen.

„Verschwindet, ihr elenden Drecksviecher!“, brüllte Engel.

Mit gestrecktem Arm stand er da, die Pistole in der Hand. Er hatte in den Himmel geschossen.

„Idiot!“, rief jemand.

Fritz sah nach oben. Die Aasgeier kreisten über ihnen, sie flogen tief, das Weiß ihrer mächtigen Schwingen war mit bloßem Auge zu erkennen. Unbeeindruckt zogen die Vögel weiter ihre Kreise. Der Fliegenschwarm erhob sich, ein Schwall beißenden Leichengeruchs stieg empor. Fritz drehte sich weg, lief ein paar Schritte und übergab sich.

Sie fuhren bis zum Abend, sie wussten nicht, wohin. Fritz saß am Lenkrad, Gustav hockte auf dem Beifahrersitz. In brütender Nachmittagshitze hatten sie die Toten begraben – mit allen militärischen Ehren –, sie hatten ihre Stellung abgebaut, die Geschütze verladen und sich schließlich in die endlose Kolonne von Wagen eingereiht, die tiefer und tiefer in die fremdartige Wüstenlandschaft hineinkroch.

Im Wagen war es stickig und heiß. Draußen wirbelten Staubwolken vorbei. Die Stimmung war gedrückt.

„Die Tommys müssen von unseren Plänen gewusst haben“, sagte Gustav.

„Meinst du?“

„Das war ja eine regelrechte Feuerwand, in die wir heut' hinein gefahren sind.“

Der siebzigste Geburtstag

Mai 1996, Süddeutschland

Wie lange hast du deinen Bruder nicht mehr gesehen?", fragte Leonore.

Wolfgang schaltete in den zweiten Gang, trat aufs Gaspedal, scherte nach links aus und zog an dem tschechischen Lkw vorbei. Es dröhnte und stank.

Leonore hasste es, wenn er überholte, das wusste Wolfgang. Sie stemmte dann die Füße in den Fußraum, presste sich in den Beifahrersitz und hielt die Luft an.

Der Blick öffnete sich, weit unter ihnen dehnte sich der Bodensee, marineblau, weißgepunktet von Segelbooten, dahinter die Berge, marmoriert, zerklüftet. Der Schnee lag bis in die Niederungen. Wolfgang zog das Auto nach rechts. Leonore atmete aus.

„Drei oder vier Jahre. Und Gustav ist nicht mein Bruder, sondern mein Halbbruder.“

„Ihr habt die gleiche Mutter.“

„Nein, wir haben den gleichen Vater.“

Leonore schwieg. Vor ihnen zitronengelbe Wiesen und überzuckerte Apfelbaumplantagen.

„Und was war mit Gustavs Mutter? War die gestorben?“, fragte sie.

„Nein, der Vater hat sich von ihr scheiden lassen.“

„Gab's damals schon Scheidungen?“

„Na, offensichtlich ...“

Bauchige Wolken am Himmel. Eine dreigeschossige Fähre pflügte durchs Wasser und zog Schaum hinter sich her.

„Und wieso hat Gustav nicht bei seiner Mutter gewohnt?“

„Die wird wohl nicht genug Geld gehabt haben.“

Leonore sah zu ihm herüber, die Augenbrauen zusammengezogen.

„Hat dein Vater ihr keinen Unterhalt gezahlt?“

„Was du mich alles fragst! Das weiß ich nicht, mein Schatz. Wenn ich mich richtig erinnere, hat Gustavs Mutter in der Spinnerei gearbeitet.“ Er schaltete in einen höheren Gang. „Das Scheidungsrecht war damals halt anders als heut’.“

Männerfreundlicher, dachte Wolfgang, aber das sagte er natürlich nicht. Er selbst hatte fünf Kinder und zwei Ex-Frauen und zahlte jeden Monat sehr, sehr viel Unterhalt. Drei seiner Kinder studierten noch, irgendwas Exotisches ohne Zukunft, Sinologie, Ethnologie, Wolfgang wusste es nicht. Sie hatten nicht viel Kontakt, er und seine Kinder. Die meldeten sich nur, wenn sie Extrageld brauchten.

„Und hat Gustav seine Mutter wenigstens am Wochenende besucht?“, fragte Leonore.

Wolfgang seufzte. „Ich glaub’ nicht. Der Vater hat den Kontakt verboten.“

„Wie furchtbar!“, rief Leonore und presste sich die Hand auf die Brust. „Die arme Frau! Und der arme Gustav!“

Ein Wald aus schlanken, hölzernen Pfählen flackerte

vorbei, meterhoch, darüber ein Geflecht aus Drähten. Schmucke Bauernhäuser, rotgetupft von Geranien. Handbeschriebene Schilder: „Zimmer frei“.

„Und später, als Gustav erwachsen war? Hatte er da Kontakt zu seiner Mutter?“

„Mei, er war ja dann im Krieg und später in Gefangenschaft. Soweit ich weiß, ist seine Mutter Ende der Vierziger Jahre gestorben, an Krebs. Gustav hat sie bis zu ihrem Tod gepflegt.“

„Wie furchtbar“, sagte Leonore wieder. „Und wie war euer Verhältnis?“

Wolfgang überlegte. „Ich weiß nicht“, sagte er. „Gustav war zehn Jahre älter als ich, wir hatten kein so enges Verhältnis.“

„Aber du wirst dich doch erinnern, ob du ihn gemocht hast!“

Wolfgang seufzte. „Manchmal hat Gustav auf mich aufgepasst, das weiß ich noch. Und er hat mir Spielfiguren aus Holz geschnitzt.“ Er zuckte die Achseln.

Wolfgang fragte sich, ob es eine gute Idee gewesen war, Leonore zu dem Familienfest mitzunehmen.

Vor ein paar Monaten lag die Einladung in seinem Briefkasten: „Käthe wird siebzig!“ Ein Foto seiner Schwägerin war beigelegt, Käthe war darauf braungebrannt, rotbackig, im Hintergrund war ein markanter Berggipfel zu sehen. Der Hohe Riffler? Wolfgang überlegte. War Käthe überhaupt seine Schwägerin? Wenn Gustav sein Halbbruder war? Halbschwägerin? Gab es so etwas?

Vor einigen Wochen hatte er Leonore gefragt, ob sie ihn begleiten wolle, auf ein Familienfest. Sie waren seit knapp zwei Jahren ein Paar, Leonore und er, und bisher

hatte sich keine Gelegenheit ergeben, sie seiner Familie vorzustellen. Leonore hatte feuchte Augen bekommen, sich ans Herz gegriffen und gesagt, dass sie ihn sehr, sehr gerne zu einem Familienfest begleiten würde, und bereits zu diesem Zeitpunkt hatte Wolfgang gedacht, dass das Ganze möglicherweise ein Fehler gewesen war.

„Das war damals bestimmt schlimm für dich, als Gustav in den Krieg ziehen musste, oder?“, fragte Leonore.

Dieses ewige Ziehen und Zerren, dieses Wühlen und Bohren! Wolfgang umklammerte das Lenkrad, so fest, dass seine Hände schmerzten. Ständig sollte man sein Innerstes nach außen stülpen, erzählen, was man fühlte und dachte ...

Einmal hatte Wolfgang den Fehler begangen zu sagen: „Mein Schatz, ich denke und fühle gerade überhaupt nichts!“

Leonore hatte ihn angestarrt, als wäre er ein Monster.

„Wie kann man denn nichts fühlen!?“, hatte sie gerufen. „Das ist ja furchtbar!“

Wolfgang fand die Vorstellung, permanent etwas zu fühlen, weitaus furchtbarer, aber das hatte er natürlich nicht gesagt. Er schaltete das Radio an.

„*They call me The Wild Rose, but my name was Eliza Day*“, sang eine Frauenstimme, „*why they call me it I do not know, for my name was Eliza Day ...*“²³

Aus den Augenwinkeln sah er, wie Leonore die

23 Aus: *Where the Wild Roses Grow*. Lied der australischen Band *Nick Cave and the Bad Seeds* aus dem Jahr 1995, im Duett gesungen von Nick Cave und Kylie Minogue.

Arme vor der Brust verschränkte und aus dem Seitenfenster sah. Bestimmt hatte sie wieder diesen hässlichen, verkniffenen Zug um ihren Mund. Das hatte sie in letzter Zeit öfter. Wolfgang trat aufs Gaspedal.

Im Gemeindesaal herrschte lärmendes Treiben. Überall ballten sich Menschen zu kleinen Grüppchen, festlich gekleidet, Sektgläser in der Hand. Kinder ranneten umher. Ein Durcheinander von Stimmen, Gelächter, Gläserklirren.

„Du hast aber eine große Familie“, sagte Leonore.
„Das ist ja ein richtiger Clan!“

Wolfgang packte sie mit beiden Händen von hinten an den Schultern und schob sie durch die Menge. Er hatte Käthe und Gustav entdeckt.

Grelles Sonnenlicht fiel durch die bodentiefen Fenster in den Saal hinein und verwandelte das helle Stäbchenparkett in eine spiegelnde Fläche. Die Gardinen waren zur Seite geschoben und bewegten sich im Wind. An der Wand hing ein großes Holzkreuz. Zwei lange Tafeln zogen sich in parallelen Linien durch den Raum. Weiße Tischdecken, weißes Porzellangeschirr, silberglänzende Kaffeekannen. Efeuranken, Gläser mit Wiesenblumen und Teelichtern, zu Fächern gefaltete, veilchenfarbene Servietten.

„Das ist aber schön dekoriert“, sagte Leonore.

„Käthe!“, rief Wolfgang.

Die Schwägerin drehte sich um. Gut sah sie aus. Schon vor vielen Jahren waren ihre langen, schwarzen Haare einem hellbraunen Kurzhaarschnitt gewichen. Käthes Haut war prall, faltenlos und rosig. Sie trug ein hochgeschlossenes, grünes Kleid. Ihre Figur war füllig,

aber das war ja kein Wunder, nach sieben Geburten. Wolfgang beugte sich zu Käthe hinab und umarmte sie.

„Herzlichen Glückwunsch zum Siebzigsten!“, sagte er. „Gut schaut aus!“ Er trat beiseite. „Und das ist Leonore, meine Freundin.“

Gustav näherte sich und streckte ihm die Hand entgegen.

„Wolfgang.“

„Gustav.“

Ein diamantharter Händedruck. Ein wasserheller Blick.

„Wollt ihr Sekt?“, fragte Gustav.

Leonores Wangen glühten. Vielleicht der Sekt, dachte Wolfgang, vielleicht auch die ausgedehnte Vorstellungsrunde. Er zuckte die Achseln. Sie hatte seine Familie ja unbedingt kennenlernen wollen.

„Mei, schau' dir diese vielen Kuchen an“, sagte Leonore.

Über die ganze Länge der hinteren Saalwand erstreckte sich ein eindrucksvolles Kuchenbüffet: Erdbeerkuchen, Kiwikuchen, dick mit glänzender Gelatine überzogen. Rhabarberkuchen. Käsekuchen. Träubleskuchen mit Baiser. Apfelkuchen. Mandarinenkuchen. Karottenkuchen. Und dann die Torten: Buttercreme. Eierlikör. Schokosahne. Schwarzwälder Kirsch.

„Alle selbst gebacken!“, hörte Wolfgang jemanden sagen.

Leonore drückte Wolfgang ihr leeres Sektglas in die Hand und sagte: „Du, ich muss mal kurz ...“ Sie ver-

schwand.

Wolfgang schritt das Kuchenbüffet entlang.

„Der Vater hat für nachher einen Diavortrag vorbereitet“, hörte er eine Stimme.

Wolfgang sah auf. Wenige Meter von ihm entfernt stand eine Frau mit krisseligem, rotbraunem Haar. Es war Elvyra, eine von den Angeheirateten. Wolfgangs Nichte – Halbniichte? – Margarete stand daneben, die blonden Haare kurz geschnitten, die Lippen erdbeerrot. Ein knielanges, grellbuntgeblühtes Kleid schwang ihr um die Beine.

„Um Gottes Willen“, sagte Margarete. „Er wird ja wohl nicht ...“

Sie sprach nicht weiter, hielt sich die Hand vor den Mund.

„Du meinst ...“, sagte Elvyra. „Das Foto ...“

Margarete nickte. Die beiden Frauen sahen sich an. Schwiegen. Margarete war frisch geschieden. Oder war das auch schon wieder ein paar Jahre her? Schade, dachte Wolfgang, wirklich schade. Richard war ein netter Typ gewesen. Bei Familienfesten waren sie oft gemeinsam draußen gestanden und hatten geraucht. Richard war entspannt, ein Genussmensch, vielleicht ein bisschen zu ruhig für die wirbelige Margarete. Lehrer, naja, auch ein eigener Schlag. Und wenn das Feuer der Liebe nicht mehr loderte, dann sollte man auch nicht zusammenbleiben, das war jedenfalls Wolfgangs Meinung, und er wusste, wovon er sprach.

Die zweite Angeheiratete stieß dazu, Johanna, eine große Blonde mit lauter Stimme. Sie war Michaels Frau und die einzige Evangelische in der Familie. Gut, heutzutage war das nichts Besonderes mehr, man konnte

als Katholik durchaus eine Protestantin heiraten. Aber Michael und Johanna hatten sich in der evangelischen Kirche von einem evangelischen Pfarrer trauen lassen, und das gemeinsame Kind, ein Mädchen, war evangelisch getauft. Das hatte in der Familie durchaus für Kommentare gesorgt.

„Na, das wäre aber ein starkes Stück“, hörte Wolfgang Johanna sagen. „An ihrem Geburtstag! Das wird er sich wohl nicht trauen.“

Was für ein Organ! Wolfgang nahm sich einen Teller. Früher, da hatten sich Katholiken und Evangelen überhaupt nicht gemischt. Als Wolfgang in die Volksschule ging, gab es dort eine eigene Klasse für die Bösgläubigen. In den neunzehnhundertsiebziger Jahren zog Wolfgang in die Schweiz und arbeitete in der Vertriebsabteilung eines Pharmaunternehmens. Dort, bei den Eidgenossen, war er im Laufe der Jahre vielen Protestanten begegnet. Alles nette Leute. Aber: Ein anderer Schlag als die Katholiken. Ein bisschen verkopft, ein bisschen vertrocknet. Wolfgang lud sich ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte auf seinen Teller. Der Geruch von Hochprozentigem stieg ihm in die Nase. Katholiken und Evangelen, sagte er immer, das war wie Bier und Kamillentee. Barock und Bauhaus. Schwarzwälder Kirsch und Knäckebrötchen.

Die Gäste hatten sich an den langen Tafeln niedergelassen. Es roch nach Kaffee, Schlagsahne und brennenden Kerzen. Wolfgang schaufelte sich das zweite Stück Torte in den Mund. Eierlikör. Leonore saß ihm gegenüber und unterhielt sich mit Harald, Wolfgang's Neffen. Der war inzwischen Ende dreißig, hatte aber noch immer keine Frau gefunden und lebte nach wie vor bei den Eltern im Haus. Harald hatte ganz schön

zugelegt. Ein richtiger Brocken.

„Schwyzerfränkli“, hörte Wolfgang ihn sagen. Und kurz darauf: „Chuchichäschtli!“ Lachen.

Scherzkeks, dachte Wolfgang. Leonore wirkte angestrengt. Wolfgang war schon mehrmals aufgefallen, dass sie ihren rollenden Schweizer Akzent zu verbergen versuchte, wenn sie mit Deutschen sprach. Als ob sie sich dafür schämen würde. Wolfgang verstand das nicht. Überhaupt verstand er vieles nicht an Leonore. Vielleicht lag es daran, dass sie Schweizerin war. Oder eine Frau. Oder war es der Altersunterschied? Wolfgang wurde bald achtundsechzig, Leonore war neunundvierzig. Und noch sehr attraktiv. Gute Figur. Schöne Beine. Sie hatten im selben Pharmaunternehmen gearbeitet, sogar in derselben Abteilung, waren aber erst ein Paar geworden, nachdem Wolfgang in Rente gegangen war.

„Ich zieh' nie wieder mit einer Frau zusammen!“, hatte er ihr gleich zu Beginn ihrer Beziehung gesagt, und sie hatte es akzeptiert.

Oft fuhr er allein in die Berge, manchmal wochenlang. Schon seit vielen Jahren arbeitete er nebenberuflich als Strahler. Den ganzen Tag über alleine im Berg zu wühlen und dann die wunderschönsten Kristalle zutage zu fördern – das war das Glück! Abends saß er vor seinem VW-Bus, zündete sich ein Lagerfeuer an und sah in den sternensäten Nachthimmel.

Leonore akzeptierte es, wenn er wochenlang weg war, bescheiden, genügsam. Das irritierte Wolfgang. Seine beiden Ex-Frauen waren ziemliche Furien gewesen.

„Haust du etwa schon wieder ab in die Berge? Muss ich hier denn alles alleine machen?“

Leonore war auch in der Firma so gewesen. Immer wollte sie es allen Recht machen. Und von allen gemocht werden. Brachte selbstgebackenen Kuchen mit, versorgte die Männer mit frischem Kaffee und übernahm freiwillig den Telefondienst von Kolleginnen.

„Willst du noch Kaffee, Wolfi?“

Wolfgang sah Leonore an, nickte. Sie war aufgestanden, beugte sich über den Tisch und schenkte ihm Kaffee nach. Wolfgang warf einen Blick auf ihr Dekolleté.

„Danke“, sagte er, griff nach seiner Tasse und nahm einen Schluck.

Der Raum wurde abgedunkelt, eine Bildwand aufgebaut. Grelles Leuchten. Ein Diaprojektor. Die Lüftung rauschte. Unzählige Partikel tanzten im Lichtkegel. Es roch nach verbranntem Staub. Ein Klickgeräusch. Dunkelheit, Helligkeit. Ein Schwarz-Weiß-Bild, zunächst verschwommen, dann scharf.

„Pscht!“, wurde gezischt. „Pscht!“

Die Gespräche verstummten. Leonore kam um den Tisch geilt und setzte sich neben ihn.

„Liebe Käthe“, sagte Gustav. „Vor genau siebenzig Jahren, am zehnten Mai neunzehnhundertsechszwanzig, wurdest du als erstes Kind von Theresia und Arthur Schuster geboren.“

Das Foto zeigte Käthes Eltern: Theresia, eine große Frau mit dunklen, streng nach hinten gebundenen Haaren, auf ihrer Nase eine randlose, ovale Brille. Die Bluse war hochgeschlossen, mit feinem, aufgesetztem Rundkragen, links eine Leiste mit marmorierten Kugelknöpfen. Arthur, ihr Mann, war ein ganzes Stück kleiner und wesentlich älter. Auch er hatte sich fein gemacht: weißes Hemd, Krawatte, Weste, Jackett. Ein

großer Schnurrbart prangte über seiner Oberlippe. Die Schusters waren Nachbarn von ihnen gewesen, Wolfgang erinnerte sich.

„Ein rassiges Weib“, hatte sein Vater oft gesagt. „Die Frau hat Feuer im Hintern!“

„Asoziales Pack!“, sagte Henny, Wolfgangs Mutter.

Die Schusters waren arm gewesen, das stimmte. Waren die nicht von ihrem Hof vertrieben worden?

Das nächste Bild. Käthe als Kind, vielleicht zehn Jahre alt, mit ihren beiden kleinen Brüdern, Wilhelm und Anton. Alle drei schwarzhaarig und pausbackig, fein herausgeputzt im Matrosenanzug.

„Mit euren schwarzen Haaren und den dunklen Augen seid ihr von allen nur ‚die Italiener‘ genannt worden“, sagte Gustav.

Gelächter. Käthes Miene war undurchdringlich. Sie wippte mit ihren Beinen.

„Ich war acht Jahre älter als du und hab’ dich kleines Mädchen zu dieser Zeit noch übersehen.“

Wieder Gelächter. Klicken. Ein neues Foto. Gustav als Soldat auf einem Pferd, ein Schimmel. Die Uniform feldgrau, die Stiefel kniehoch, ein wollenes Käppi auf dem Kopf. Über der rechten Brusttasche prangte der Reichsadler mit Hakenkreuz.

„Neunzehnhundertneundreißig musste ich als Soldat in den Krieg ziehen, zuerst nach Tschechien, dann wurde ich nach Heilbronn zur Heeresflak versetzt.“

Leonore griff nach Wolfgangs Hand. Er schaute zu ihr hinüber. Sie sah irritiert aus. Naja, dachte er, einer Schweizerin musste das ja auch etwas seltsam vor-

kommen, erst gemütliches Kaffeetrinken mit Schwarzwälder Kirsch, gleich darauf der Anblick einer Wehrmachtsuniform mit Hakenkreuz.

Ob seine Eltern stramme Nazis gewesen waren? Wolfgang fragte sich das bis heute. Zumindest hing bei ihnen zuhause ein Bild vom Führer, und wenn Hitlers Stimme aus dem Volksempfänger schallte, dann lauschten die Eltern andächtig. Über Politik gesprochen wurde bei ihnen zuhause aber nicht. Es wurde überhaupt sehr wenig gesprochen.

Wolfgang trat als Neunjähriger freiwillig dem Jungvolk bei. Die Mutter kaufte ihm im „Braunen Laden“ eine Uniform: Braunes Hemd, schwarze Schulterklappen. Schwarzes Halstuch mit braunem Lederknoten. Eine kurze, schwarze Cordhose mit Ledergürtel. Ein Schulterriemen. Und: das ersehnte Fahrtenmesser, darauf die Inschrift „Blut und Ehre“. Auf seiner linken Hemdtasche prangte das rautenförmige HJ-Abzeichen.

Ganz stolz und erhaben fühlte er sich, wenn er mit seiner Uniform durch die Gassen spazierte. Das Größte war es, wenn er Männern von Rang begegnete, dem Ortsgruppenführer oder dem Kreisleiter. Dann flog sein Arm in die Höhe, und die Männer erwiderten den Gruß mit lässiger Geste.

Wolfgang glaubte die ganze Nazi-Propaganda: dass die Deutschen zur Herrenrasse gehörten und dem bolschewistischen Untermenschen weit überlegen waren. Dass die Juden, „Plutokraten“ genannt, das deutsche Volk seit Jahrhunderten ausraubten. Und dass all die Reichsfeinde und Volksverderber unter allen Umständen ausgemerzt werden mussten.

Neunzehnhundertachtunddreißig. Eine neblige Novembernacht. Wolfgang war zehn Jahre alt, als er gemeinsam mit SA-Gruppen durch die dunklen Gassen

zog und die Fenster der jüdischen Geschäfte einschlug. „Wenn's Judenblut vom Messer spritzt ...“, sangen sie. Das Geräusch der berstenden Scheiben hatte er heute noch im Ohr.

Neunzehnhundertzweiundvierzig. Ein lauer Sommerabend. Weinen, Schluchzen, Hundekläffen, Gebrüll. Ein Lastwagen, beladen mit Männern, Frauen und Kindern. Lautes Dröhnen. Eine Staubwolke. Dann nichts mehr.

„Das waren Juden“, flüsterte sein Freund Herbert.

„Die haben's verdient!“, sagte Wolfgang.

Er hatte doch nicht gewusst, dass die Juden alle ins Gas geschickt wurden! Wolfgang merkte, dass die Kaffeetasse in seiner Hand zitterte. Er stellte sie auf dem Tisch ab. Ihm war heiß. Manchmal kam ihm diese Zeit vor wie ein böser Traum. Das konnte niemand verstehen, der nicht dabei gewesen war. Das musste man miterlebt haben.

Der Diaprojektor klickte. Es wurde dunkel, dann hell. Auf der Bildwand erschien verschwommen ein Schwarz-Weiß-Foto. Jemand drehte am Objektiv. Das Bild wurde scharf. Eine blasse, junge Frau. Langes, dunkles Haar, das ihr in Wellen über die Schultern fiel. Eine hochgeschlossene Bluse. Die Frau blickte ernst in die Kamera, auf dem Arm hielt sie einen kleinen Jungen. Die Frau kam Wolfgang bekannt vor. Irrte er sich, oder hatte sich die Atmosphäre im Raum verändert? Die Luft fühlte sich plötzlich wattig und schwül an. Niemand sagte einen Ton. Keiner rührte sich. Alle Geräusche waren verstummt. Kein Stühlerücken, kein Tassenklappern, kein Kuchengabelgekratze. Sogar das Rauschen der Lüftung hatte aufgehört. Und hatten nicht bis eben noch die Vögel draußen gezwitschert?

Lene hatte sie geheißt, ja natürlich, Wolfgang erinnerte sich wieder, eine schöne Frau war das gewesen. Sie und ihr Sohn hatten während des Krieges einige Monate bei ihnen gewohnt.

„Wer ist das denn?“, flüsterte Leonore ihm zu.

„Das ist Lene, Gustavs erste Frau“, flüsterte Wolfgang zurück.

Leonore machte große Augen, sah zu dem Bild, zu Käthe, zu Gustav, dann wieder zu Wolfgang.

„Ja, aber warum ...?“, fing sie an.

Wolfgang hatte keine Zeit, sich Leonores Frage anzuhören; er musste pinkeln. Dringend. Er entzog Leonore seine Hand, schob den Stuhl zurück, ein lautes, scharrendes Geräusch, und stand auf. Blicke flogen in seine Richtung. Wolfgang hob die Hände, beschwichtigend, und eilte aus dem Raum.

In der Toilette stank es nach Urin und parfümierter Flüssigseife. Lavendel. Ein Fenster, Milchglas, war gekippt. Laue Luft drang herein. Draußen dröhnte ein Rasenmäher. Der Urin tröpfelte nur schwach. Wolfgang schob das Becken vor und presste.

Eine traurige Frau war Lene gewesen, daran erinnerte sich Wolfgang. Sie hatte sich bei ihnen zuhause nicht wohl gefühlt. Wahrscheinlich vermisste sie Gustav. Der war damals im Krieg gewesen – oder bereits in Gefangenschaft? Wolfgang wusste es nicht.

„Diese kleine Hure“, hatte Henny, Wolfgangs Mutter, ihm einmal zugezischt. „Lass’ dich von der bloß nicht um den Finger wickeln!“

Wolfgang wusch sich die Hände. Das Waschbecken war matt und fleckig von Kalk. Violette Seifenschlieren klebten auf der Ablage. Er wollte noch nicht zurück in

den Gemeindesaal. Er hatte Lust zu rauchen. Draußen zündete er sich eine Zigarette an. Ganz in der Nähe hüpfte eine Schar Vögel um eine große Pfütze. Wolfgang sah schwarzglänzende Amseln, ein paar Blaumeisen mit leuchtendgelben Bäuchen, unscheinbare, graubraune Spatzen, dazwischen ein weißes Vögelchen. Flügelschlagen. Blitzende Wassertropfen. Federgepluster. Ringe, die sich in kleinen Wellen auf der Pfützenoberfläche ausbreiteten.

Die Vögel hatten gezwitschert, mitten in der Nacht, das fiel Wolfgang plötzlich wieder ein. Er wachte auf, weil alles zitterte und die Fensterscheiben klirrten. Es war kurz nach zwei Uhr nachts. Die Eltern kamen die Treppe herunter, und die schöne Lene trat aus ihrem Zimmer, im weißen Nachthemd, den kleinen Hans auf dem Arm. Alle schauten sich an und fragten: „Was ist das bloß? Gibt’s ein Erdbeben?“

Dann verließen sie das Haus. Viele ihrer Nachbarn standen bereits draußen in ihren Schlafröcken und blickten sich ratlos um. Und plötzlich sahen sie es: Der ganze Himmel fing rot zu glühen an. Ein gewaltiger Feuerschein leuchtete am Horizont.

„Jetzt brennt Friedrichshafen lichterloh!“, sagte ein Nachbar, und Wolfgang konnte es gar nicht fassen, weil Friedrichshafen doch so weit weg war.

Und dann fingen die Vögel an zu zwitschern, mitten in der Nacht, ein vielstimmiges, fröhliches Trällern und Tschilpen. Die dachten wohl, die Sonne wäre aufgegangen.

Wolfgang zog an seiner Zigarette.

Irgendwann war die schöne Lene mit ihrem Kind wieder weg, etwa zu der Zeit, als Wolfgang in den Krieg zog. Belgien. Ardennenoffensive. Im Winter

neunzehnhundertvierundvierzig, fünfundvierzig war das gewesen, Wolfgang war damals sechzehn Jahre alt, mein Gott, noch ein halbes Kind, aber er hatte ja unbedingt seinen Beitrag leisten wollen zum deutschen Endsieg. Man dachte ja wirklich, man könnte die Alliierten an der Westfront zurückschlagen und dem Krieg die entscheidende Wende bringen.

Der Krieg. Wolfgang erinnerte sich an Explosionsgedonner und Geschrei und Blut und Gedärme im dreckigen Schnee, und eines Tages, als sie wieder einmal die schweren MG-Kästen einen schneebedeckten Hang hinaufschleppten, schlitternd und schwitzend, das Tack-tack-tack-tack von Maschinengewehrsalven in der Luft, da schleuderte ein Kamerad seinen Stahlhelm auf den Boden und schrie: „Das macht doch alles überhaupt keinen Sinn!“, und dann kam der Offizier und schoss ihm mit seiner eleganten Pistole in den Nacken. Dabei machte wirklich alles überhaupt keinen Sinn.

Sie liefen den Amerikanern geradewegs in die Arme. Ein verlassenes Gehöft. Zusammengekauert saßen sie auf dem gefrorenen Boden, mit hängenden Köpfen, umzingelt von bewaffneten amerikanischen Soldaten. Ein bitterkalter Tag war das gewesen. Es ging das Gerücht, dass deutsche Soldaten ganz in der Nähe ein Massaker verübt hätten. Der amerikanische Offizier war außer sich und schrie und tobte, und dann suchte er zehn Mann aus, die zur Vergeltung erschossen werden sollten. Wolfgang war einer von ihnen. Sie mussten sich nebeneinander aufstellen, mit dem Gesicht zu einer Steinmauer. Dann brüllte der Offizier ein Kommando und die amerikanischen Soldaten luden durch. Der Junge neben Wolfgang, sie waren etwa im gleichen Alter, fing an zu schlottern und zu heulen.

„Ich will zu meiner Mama“, schluchzte er, und dann

pisste er sich in die Hosen.

Heroisch war das nicht gerade gewesen.

Die Soldaten schossen nicht. Wolfgang wusste bis heute nicht, warum. Seltsam, dass ihm das jetzt einfiel. Er hatte nie wieder daran gedacht. Und nie jemandem davon erzählt. Seine Hand zitterte.

Die Tür klappte auf und wieder zu, ein schleifendes Geräusch, Wolfgang spürte einen Lufthauch. Jemand schlang die Arme um ihn.

„Na, mein Bär?“, sagte Leonore.

Sie schmiegte ihren Kopf an seine Schulter. Wolfgang sah Leonore an. Lidschatten hatte sich in ihren Augenfältchen abgelagert, ein metallicgrünes, knitteriges Geflecht. Im hellen Licht wirkte ihre Haut trocken und großporig. Der Haaransatz glänzte silbrig.

Er würde sie verlassen. Morgen würde er es ihr sagen, wenn sie wieder zuhause, zurück in der Schweiz waren.

Ein kühler Wind kam auf. Leonore fröstelte. Wolfgang legte ihr seinen Arm um die Schultern.

„Komm, lass uns reingehen“, sagte er und schnippte die Zigarette auf den Boden.